

Einiges über die Baupolizeiverordnung der Stadt Wiesbaden vom 7. Febr. 1905.

Man schreibt uns: Es ist wiederholt in den Wiesbadener Zeitungen über die neue Baupolizei-Verordnung vom 7. Februar 1905 geschrieben worden, auch haben sich, so viel mir bekannt, die Haus- und Grundbesitzervereine und die Stadtverordneten Versammlungen für diese Sache interessiert, um eine Änderung derselben herbeizuführen, doch bis jetzt ohne jeden Erfolg. Wie wir gemeldet haben, ist eine Revision der Baupolizei-Verordnung in Wiesbaden in der Tat besonders interessant, da die Angelegenheit noch keine Beratungen gepflogen und die einzelnen Paragraphen der Verordnung besprochen haben, ist unklar, da doch gerade diese ein sachmännisches Urteil über die Baupolizei-Verordnung abgeben könnten. Gerade diese Herren sind durch die Behandlung der Baugesuche, wie auch durch die unrichtige Auslegung der einzelnen Paragraphen am meisten geschädigt, aber trotzdem gehen sie nicht mit Beschwerden vor. Sollten jedoch durch nachstehende Zeilen die Architekten und Bauherren Wiesbadens aus ihrer Gleichgültigkeit aufgerüttelt werden, dann ist der Zweck derselben erreicht. Einmal dieses will die interessierten Herren auf einzelne Paragraphen der Baupolizei-Verordnung aufmerksam machen, welche sich widersprechen und dadurch zu ungleichen Entscheidungen durch die Kgl. Baupolizeibehörde führen können. Es hat sich in den Kreisen der Wiesbadener Bürger und Bauhandwerker eine große Missstimmung gegen die Auslegung der Baupolizei-Verordnung herangebildet, weil die Eingaben nicht mehr sachlich geprüft und etwaige Anstände aufgemerkt und erst dann wieder an den betreffenden Architekten oder Bauherren zurückgegeben werden, wie dies früher vor Inkrafttreten der neuen Baupolizei-Verordnung mit den Baugesuchen geschehen ist. Die jetzt beliebte 6-10malige Rückgabe ist eine so außerordentliche Behandlung der Interessenten, daß man annehmen könnte, es solle darauf hingewirkt werden, daß in Wiesbaden überhaupt nicht mehr gebaut wird. Ob durch die Behandlung der Baugesuche eine Voreingenommenheit seitens der Baupolizeibehörde in letzter Zeit so beliebte Auslegung der Baupolizei-Verordnung und Behandlung der Baugesuche ausüben würde.

In dem zu besprechenden Falle handelt es sich um zwei im Baugelände II zu errichtende gleichartige Häuser ohne Hinterhaus, wozu das Baugesuch des einen nicht zur Genehmigung eingereicht und das andere wiederholt abgelehnt wurde, weshalb Einsender dieses, um das Urteil eines Sachmannes zu hören, an die Öffentlichkeit tritt mit der Anfrage, ob die nachstehend angeführten Bestimmungen der fraglichen Projekte der Bestimmungen der Baupolizei-Verordnung entsprechen und ob noch Verstöße gegen dieselbe vorliegen, so daß die Kgl. Baupolizeibehörde befugt ist, auf Grund der Baupolizei-Verordnung den Baugesuchen die Genehmigung zu verweigern. Das zuletzt erwähnte Baugesuch ist auf Grund der Baupolizei-Verordnung bearbeitet und eingereicht worden. Das zuerst erwähnte wurde dementsprechend bearbeitet, aber noch nicht eingereicht, da die Baupolizeibehörde dieses Baugesuch, wie ich nachstehend erwähne, wiederholt beanstandet hat.

In dem noch nicht eingereichten Projekt ist vorgesehen: ein Kellergechoß, ein nicht zum dauernden Aufenthalt von Menschen bestimmtes Sodelgechoß, ein Erd-, 1., 2., 3. Ober- und ein zum dauernden Aufenthalt von Menschen ausgebautes Dachgechoß. Der Erdgechoß soll in dem vorliegenden Baugesuch 2,70 Meter über der mittleren Straßenordinate bzw. Hoffläche zu liegen kommen. Das Kellergechoß ist wie üblich projektiert und soll mit einer Treppe vom Hof aus zugänglich gemacht werden.

Nach § 48 Ziffer 2 der Baupolizei-Verordnung über die Höhe der Geschosse wird gesagt: Ein Kellergechoß (Sodelgechoß) für den dauernden Aufenthalt von Menschen, dessen Oberkante in den Baugeländen I, II, III und VIII mehr als 2,70 Meter über der Straßenordinate bzw. Hoffläche liegt, soll als Erdgechoß gerechnet werden. In vorliegendem Falle liegt aber der Erdgechoßfußboden nur 2,70 Meter über der mittleren Straßenordinate und kann demnach laut vorgenanntem Paragraphen nicht als Erdgechoß angesehen werden.

Zur Unterbringung im Sodelgechoß (Kellergechoß) sind nachstehende Räumlichkeiten vorgesehen:

1. Ein Boden, welcher von Oberkante 1. Obergechoß durch die Decke des Erdgechoßes bis Sodelgechoßfußboden durchgeht. Dieser Anordnung steht nach der Baupolizei-Verordnung nichts im Wege.

2. Der Eingang (Hauptflur) soll durch Sodelgechoß (Kellergechoß) zur Haupttreppe erfolgen. Der § 48 Ziffer 1 der Baupolizei-Verordnung schreibt über Allgemeines über die Benutzung von Räumen zum dauernden Aufenthalt von Menschen vor, daß Flure, Treppen, Korridore usw. nicht als Räume zum dauernden Aufenthalt von Menschen zählen. In vorliegendem Falle liegt demnach der Eingang (Hauptflur) mit der Treppe im Kellergechoß im Kellergechoß; es steht hiernach dieser Anlage laut Baupolizei-Verordnung ebenfalls nichts im Wege.

3. Soll der nach § 9 Ziffer 6 der Baupolizei-Verordnung verlangte in jedem Falle stets freizuhaltende Durchgang nach dem Hof, welcher die Straße mit dem Hof verbinden soll im Kellergechoß (Kellergechoß) angelegt werden. Es ist somit dieser Durchgang auch kein Raum zum dauernden Aufenthalt von Menschen, weil er stets freizubehalten ist und da er den Bestimmungen gemäß durch die Behörde jederzeit revidiert werden kann.

4. Es soll außerdem im Sodelgechoß (Kellergechoß) eine Waschküche für den Hausgebrauch und eine solche für eine kleine Waschküche angelegt werden; nach § 48 Zif. 1 sind Waschküchen als Räume zum dauernden Aufenthalt von Menschen zu rechnen. Nach § 48 Ziffer 2 soll, sobald ein Gechoß, auch das Kellergechoß, das Dachgechoß, wenn es nur einen zum dauernden Aufenthalt von Menschen bestimmten Raum enthält, als Gechoß für den dauernden Aufenthalt von Menschen gerechnet werden. Jedoch soll ein Kellergechoß (Sodelgechoß), das keinen anderen für den dauernden Aufenthalt von Menschen nutzbaren Raum, als eine für den Hausgebrauch bestimmte Waschküche enthält, nicht als Gechoß für den dauernden Aufenthalt von Menschen gerechnet werden, wenn diese Waschküche nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit anderen Räumen im Kellergechoß steht. Wie aus vorstehend angeführtem § 48 ersichtlich, bestehen in dem einzelnen zu genanntem Paragraphen gehörenden Ziffern

Widersprüche, welche zu ungleichen Entscheidungen führen müssen und auch bereits geführt haben, indem dem einen Bauherren die Waschküche im Sodelgechoß genehmigt, dem anderen aber die Anlage gemacht wurde, dieselbe im Dachgechoß anzubringen.

In vorliegendem Projekt steht diese Waschküche für den Hausgebrauch nur mit dem Hof in Verbindung. Nach § 48 Ziffer 6 darf ein Raum, welcher zum dauernden Aufenthalt von Menschen dienen soll, nicht tiefer als 0,50 Meter unter dem Gelände liegen und muß nach § 48 Ziffer 3 eine lichte Höhe von 3 Meter erhalten. Der Erdgechoßfußboden liegt in dem fraglichen Projekt 2,70 Meter über der Hofhöhe. Bei einer Deckenkonstruktion von 0,20 Meter Stärke wird die lichte Höhe erreicht durch folgende Maße: $2,70 - 0,20 = 2,50 + 0,50 = 3$ Meter. Demnach entspricht die Anordnung dieser Waschküche genau den Vorschriften der Baupolizei-Verordnung, so daß die Baupolizeibehörde keinen Grund hätte, die Genehmigung zur Anlage derselben im Sodelgechoß zu verweigern.

Nach § 48 Ziffer 2 kann die Kgl. Polizeidirektion in besonders begründeten Fällen außerdem noch eine zweite Waschküche zulassen, welche den baupolizeilichen Vorschriften entspricht und ebenfalls nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit anderen Räumen im Kellergechoß steht. Die Anordnung der zweiten Waschküche ist wie folgt projektiert: Der Zugang zu dieser ist wie bei der zuerst besprochenen nur vom Hof aus und steht mit keinem anderen Raum in Verbindung.

Ich nehme an, ein Bauer, dessen Frau eine Saisonwascherei als Nebenbeschäftigung in kleinerem Maßstabe betreibt, gibt einem Architekten den Auftrag (wie dies hier der Fall ist), für ihn das Projekt eines Hauses auszuarbeiten und die baupolizeiliche Genehmigung einzuholen, in welchem eine zweite Waschküche vorgesehen, deren Benutzung jedoch höchstens 3-4 Tage in der Woche in Aussicht genommen ist. Durch die Anlage der zweiten Treppe ist der Speicher, welcher als Trocken- und Speicherraum angenommen, ohne Befestigung der Hausbewohner zu erreichen. (Nebenbei sei bemerkt, daß in einigen städtischen Schulen auf den Speichern von Waschereibesitzern getrocknet wird; ob für Desinfektion oder nicht, ist Einsender dieses nicht bekannt, er nimmt das erstere aber an.) Dem Bauherren wird doch durch die Genehmigung dieser zweiten Waschküche für viele viel Geld erspart, wenn er die zum Betriebe erforderlichen Räumlichkeiten in einem Hause zusammen hat, als wenn die Waschküche in der K., der Trocken- und Speicher in der Straße und die Gleise in dem 3. Distrikt liegen. Es müßte nun doch die Kgl. Polizeidirektion aus Billigkeitsgründen von ihrem Rechte, welches ihr durch den § 48 Ziffer 2 zusteht, Gebrauch machen und die zweite Waschküche genehmigen, da der vorgeschriebene besonders begründete Fall durch vorstehend angeführte Gründe doch wohl zur Genüge nachgewiesen ist.

Es könnte nun der Fall eintreten, es stellt sich später heraus, daß der Bauherr trotz der Waschkerei mit einer Waschküche auskommt und die zweite Waschküche als Lagerungsraum für Waren zum Laden benutzt werden soll, so könnte auch hier die Kgl. Baupolizeibehörde die Genehmigung zur Benutzung besagten Raumes für genannten Zweck nach § 48 Ziffer 1 nicht verweigern, weil solche Räume nicht zu denjenigen, welche zum dauernden Aufenthalt von Menschen bestimmt sind, gerechnet werden können.

5. Außerdem wird in dem Kellergechoß ein Cloiset eingerichtet, welches vom Hof aus zugänglich ist.

6. Die zweite Treppe geht durch das Kellergechoß. Nach § 48 Ziffer 1 gelten Treppen und Cloisetanlagen nicht als Räume zum dauernden Aufenthalt von Menschen. In dem Sodelgechoß (Kellergechoß) sind zwei Waschküchen, welche zum dauernden Aufenthalt von Menschen dienen, untergebracht, doch ist dieses Gechoß nach § 48 Ziffer 2 nicht zu den Geschossen, welche zum dauernden Aufenthalt von Menschen gerechnet werden, zu rechnen.

7. Das Erd-, 1., 2. und 3. Obergechoß soll wie üblich ausgebaut werden. Es ist gestattet, nach § 16 Ziffer 1c der Baupolizei-Verordnung, die Gebäudehöhe auf 19 Meter auszubauen. Nachfolgend die Geschosshöhen:

a) Sodelgechoß über mittlerer Straßenhöhe	2,70 m.
b) Erdgechoß	3,30 m.
c) 1. Obergechoß	3,60 m.
d) 2. Obergechoß	3,60 m.
e) 3. Obergechoß	3,60 m.
Es verbleibt somit eine Kriemwandhöhe von	2,10 m.

Zusammen: 19,00 m.
Das Dachgechoß sollte mit einer Kriemwandhöhe von 2,10 m. zu bewohnbaren Räumen gemäß § 48 Ziffer 1 letzter Satz eingerichtet werden. Die Größe des Hofes entspricht den baupolizeilichen Bestimmungen.

Wie schon eingangs erwähnt, wurde ein gleichartiges Projekt mit folgender Begründung von der Kgl. Baupolizeibehörde nach § 48 Ziffer 2 abgelehnt:

1. Das Gebäude habe einschl. des Dachgechoßes 5 bewohnbare Geschosse (das ist richtig) und außerdem ein Kellergechoß, welches seiner Lage und Beschaffenheit nach die Möglichkeit bietet, daß die Räume zum dauernden Aufenthalt von Menschen benutzt werden.

2. Ist vielleicht einer der Herren Architekten in der Lage, mir über diese Ablehnung des Baugesuchs einen stichhaltigen Grund anzugeben, da ich über die Möglichkeitfrage bis jetzt noch keinen Paragraphen gefunden habe?

Die Baupolizei-Verordnung vom 7. Februar 1905 besagt unter § 1, Erfordernis der Baubewilligung, ausdrücklich, daß zur anderweitigen Benutzung von zu einem bestimmten Zweck genehmigten Räumlichkeiten stets die erneute baupolizeiliche Erlaubnis erforderlich ist. Was soll nun noch die durch die Kgl. Baupolizeibehörde aufgeworfene Möglichkeitfrage, wenn sich der Paragraph ganz bestimmt über den Wechsel in der Benutzungsart der Räume ausdrückt? Glaubt vielleicht die Kgl. Baupolizeibehörde mit dieser Möglichkeitfrage den Vorbehalten solcher Tatsachen vorbeugen zu müssen? Wie weit mag übrigens die Ansicht der Kgl. Baupolizeibehörde sein, der Möglichkeitfrage gehen, wenn sie einen Bau, dessen Räume auf Grund der Baupolizei-Verordnung zulässig sind, genehmigen soll, aber wirklich der eine oder andere Raum vorhanden sein sollte, welcher nach Lage und Beschaffenheit die Möglichkeit zur anderweitigen Benutzung bietet?

2. Irrtümlich wurde bei dem fraglichen abgelehnten Projekt die Waschküche 0,75 Meter unter Hofhöhe eingereicht, was nach § 48 Ziffer 6 mit Recht von Seiten der Baupolizeibehörde beanstandet wurde. Die Zeichnungen sind dann den Beanstandungen der Kgl. Baupolizeibehörde gemäß geändert und wieder eingereicht worden und zwar wurde die Änderung wie folgt vorgenommen:

Die Oberkante des Erdgechoßfußbodens wurde auf 2,70 m., wie nach § 48 Ziffer 2 der Baupolizei-Verordnung zulässig, angeordnet und es dadurch möglich gemacht, wie schon vorher beschrieben, die Anlage der Waschküche entsprechend den baupolizeilichen Bestimmungen zu haben, so daß das Maß von 0,50 m. unter Hofhöhe erreicht wurde. Durch die Höherlegung des Erdgechoßfußbodens wurde nun der freie Durchgang nach dem Hof sehr günstig und völlig hinreichend gemäß § 9 Ziffer 1 geschaffen.

Nach einiger Zeit wurde nun auf dem Bureau der Kgl. Baupolizeibehörde nachgefragt, wie weit die Genehmigung des Projektes gegeben sei und sind daraufhin dem betr. Herrn die Zeichnungen mit folgenden Beanstandungen zurückgegeben worden:

1. „Der Erdgechoßfußboden dürfte nicht höher wie 1,50 m. über der mittleren Straßenordinate liegen.“

Woher diese Bestimmung von der Kgl. Baupolizeibehörde bezug, von dem mit der Handhabung der Baupolizei-Verordnung beauftragten Kgl. Baurat genommen wird, ist mir nicht bekannt, da die Baupolizei-Verordnung durch § 48 Ziffer 2 das höchste zulässige Maß des Erdgechoßfußbodens mit 2,70 m. über der mittleren Straßenordinate festlegt, so daß die Ansicht in der Höhenanlage des Erdgechoßfußbodens bewegen kann. Sollte die Kgl. Baubehörde auch diese Beanstandung auf die Möglichkeitfrage zurückführen, da man ja nicht wissen kann, wie viel Ziffern derselbe enthält?

2. „Die Waschküche müßte ins Dachgechoß verlegt werden.“ Dies hätte die Kgl. Baubehörde nicht zu beanstanden brauchen, weil durch die Veränderung der Höhenlage des Erdgechoßfußbodens die Anlage der Waschküche im Kellergechoß überhaupt nicht mehr möglich war.

Es wurden nun die Zeichnungen wieder geändert, die Sodelhöhe auf 1,50 m. gebracht, und die Waschküche in das Dachgechoß verlegt. Die einzelnen Höhenlagen der Fußböden waren nun folgende:

a) Raum männlicher Bestimmung der Kgl. Baubehörde Sodelgechoß über mittlerer Straßenhöhe	1,50 m.
b) Erdgechoß	3,60 m.
c) 1. Obergechoß	3,90 m.
d) 2. Obergechoß	3,80 m.
e) 3. Obergechoß	3,80 m.
Es verbleibt somit eine Kriemwandhöhe von	2,20 m.

Zusammen Bauhöhe: 19,00 m.
Durch die jetzt ungünstige Höhenlage des Erdgechoßfußbodens ist der freie Durchgang nach dem Hof wie projektiert unmöglich geworden. Um denselben aber auszuführen, wurde die Anordnung wie folgt getroffen:

Der Erdgechoßfußboden wurde auf der einen Seite ein paar Treppen gehoben, die Frontmauer 1 Meter stark vorgehen und abgelehnt, sowie von der Straßenhöhe aus ein paar Treppen abwärts eingefügt, so daß die vorgeschriebene Höhe des Durchgangs gemäß § 9 Ziffer 6 mit 2,50 m. erreicht wurde. Diese Anordnung ist in Wiesbaden vielfach ausgeführt und baupolizeilich genehmigt. Daraufhin wurden die Zeichnungen wieder der Kgl. Baubehörde zur Genehmigung eingereicht und nach einiger Zeit auf der Kgl. Polizeidirektion über den Stand der Genehmigung des Projektes nachgefragt. Die Zeichnungen wurden das dritte Mal zurückgegeben und wie folgt beanstandet:

„Die Kriemwandhöhe in einem Dachgechoß darf nicht höher wie 1,30 m. sein, dafür darf aber ein französischer Dachstuhl konstruiert werden.“

Auf welchen Paragraphen der Baupolizei-Verordnung stützt sich nun hier wieder die Baubehörde? Sicherlich auf den nicht bestehenden Möglichkeitsparagraphen! Kann mir vielleicht jemand auf Grund der bestehenden Baupolizei-Verordnung vom 7. Februar 1905, nach der sämtliche Baugesuche zu genehmigen sind, hierauf Antwort geben?

Auch diese Anordnung der Kgl. Baupolizeibehörde wurde geändert, weil man doch endlich, ohne sich zu überwerfen, eine Genehmigung des Bauprojektes erzielen möchte.

Bei einer abermaligen Nachfrage hatte die Kgl. Baubehörde wiederum eine Beanstandung aus dem Möglichkeitsparagraphen entnommen: Sie verlangte nunmehr, daß die bei der dritten Rückgabe der Zeichnungen angeordnete Veränderung des Durchgangs auf eine andere Art ausgeführt werden müßte, weil der Durchgang auf die projektierte Weise nach Ansicht der Baubehörde nicht zulässig sei.

Auch die vorgeschriebene Änderung wurde an den Zeichnungen vorgenommen und zwar wie folgt:

Es wurde daraufhin ein Durchgang von 1,40 Meter längs der Brandmauer angelegt. Da nun für diesen eine lichte Höhe von 2,50 Meter baupolizeilich vorgeschrieben ist, die Sodelhöhe aber nur 1,50 Meter beträgt, mußte eben das Mehrmaß plus der Deckenstärke aus dem Erdgechoß entnommen werden. Wie nun dieses Bild innen wie außen aussieht, kann sich wohl jeder Sachmann denken. Diese Anordnung hat endlich bewirkt, daß die Erdgechoßwohnung fast gar keinen Wert mehr hat und kaum mehr zu vermieten ist.

Daraufhin wurden die Zeichnungen der Kgl. Baupolizeibehörde wieder eingereicht. Da ich bis jetzt über die Angelegenheit nichts mehr gehört habe, nehme ich an, daß das Projekt endlich genehmigt und die Zeichnungen an den Magistrat weitergegangen sind.

Man müßte sich nunmehr fragen, nachdem die vorgeschriebenen Unannehmlichkeiten mit der Kgl. Bauinspektion alle durchgemacht waren, daß ein gleichartiges Projekt, wozu eingangs Erwähnung getan wurde, absolut keine Aussicht auf Genehmigung hatte. Der betr. Bauherr wurde auch in diesem Sinne verständigt und ihm mitgeteilt, daß das von ihm gewünschte Baugesuch, durch die Auslegung des Möglichkeitsparagraphen, abgelehnt würde, keine Aussicht auf Ausführung habe, und ihm durch die Herstellung der Eingabezeichnungen nur unnötige Kosten entstanden.

Diesen unhaltbaren Zuständen müßte aber unbedingt in irgend einer Weise gesteuert werden, damit den Architekten von Seiten der Kgl. Bauinspektion nicht so unnötige Kosten und Schwierigkeiten ohne genügende Gründe gemacht werden können. Mein Vorschlag ginge nun dahin, die neue Baupolizei-Verordnung vom 7. Februar 1905 einer ganz gründlichen Revision zu unterwerfen und zwar nur von Sachleuten, welche bereits seit Inkrafttreten der Verordnung damit gearbeitet haben und dieselbe durch und durch kennen. Hierzu wären doch in allererster Linie die Architekten imstande und könnte dies wohl durch Einberufung einer Versammlung der selbständigen Herren, wie auch deren technisches Bureaupersonal auf die leichteste Art erreicht werden. Die Versammlung hätte dann eine Kommission zu wählen, die die Durcharbeitung der Baupolizei-Verordnung in die Hände nimmt, und später die Abänderungsvorschläge einer Vollversammlung zur Diskussion wieder vorlegt. Würde dann nach gründlicher Durchberatung der Verordnung eine Eingabe um Änderung der fraglichen Paragraphen, mit einer sachlichen Begründung derselben, und mit sämtlichen Unterschriften der Wiesbadener Architekten (wozu die einzelnen Baugewerksvereine und der Haus- und Grundbesitzerverein wohl gerne bereit sein dürften, ihre Unterschriften in einer für alle zugute kommenden Sache herzugeben), an den Magistrat und die Kgl. Regierung eingereicht, so bin ich sehr überzeugt, daß sich dieselben den berechtigten Wünschen der Bürger um gründliche Umänderung des Baustatuts nicht mehr verschließen können und wohl baldigst auf Grund der Eingabe Remedur schaffen dürften. Also tut auch zusammen, vereintes Ringen muß Erfolg bringen!



Nr. 128.

Samstag, den 3. Juni 1906.

21. Jahrgang.

Senta Wolfsburg.

Roman von Elisabeth Borchart.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

„Du willst das Kind also wirklich zu dir auf die Wolfsburg nehmen, Maximilian?“

„Ja, liebe Karla, du weißt, daß es unseres Bruders letzter Wunsch vor seinem Tode war.“

„Um,“ machte die Gräfin Krenberg und blickte nachdenklich vor sich hin. „Du hast Diethelm versprochen, für sein Kind zu sorgen; ich meine, damit wärest du nicht verpflichtet, es auf die Wolfsburg zu nehmen.“

„Du irrst. Ich versprach nichts weiter, als dem Kind auf der Wolfsburg eine Heimat zu geben; es wäre sonst heimatlos.“

„Durch die Schuld des eigenen Vaters.“ In dem aristokratischen Gesicht der Gräfin zuckte es verächtlich auf. „Er sagte sich von seiner Familie los, um Kommödiant zu werden. Damit hat er jedes Band zerrissen, jedes Recht an seine Familie verwirft.“

„Er hat es nie gefordert!“ — Graf Maximilian seufzte — „er hat nur gebeten. Wir aber wiesen ihn kalt ab, nachdem wir vorher alles aufgebieten hatten, ihn für die Familie zu retten. Seine Liebe zur Musik war stärker als die Bande des Blutes, seine Kunst stand ihm höher als sein stolzer Name.“

„Er war seines Namens niemals würdig,“ schaltete die Gräfin mit herber Stimme ein. „Das hat er genugsam bewiesen, vor allem durch seine Heirat mit der plebejischen Sängerin. Sein Kind ist das Kind dieser Sängerin. Das Blut der Mutter wird in seinen Adern fließen. Ich gebe dir das zu bedenken, Maximilian. Du wirst nicht viel Freude mit deiner Großmutter ernten.“

„Großmutter?“ fragte Maximilian und sah seine Schwester, deren stolzes, kaltes Gesicht wohl niemals eine wärmere Empfindung ausdrücken konnte, prüfend an. „Ich erfülle nichts weiter als eine Pflicht einem Toten gegenüber, und Pflichten gegen Tote sind heilig.“

„Er weiß nichts von deinem Versprechen, das du ihm gabst,“ erwiderte Gräfin Karla leise.

„Karla — warum erinnerst du mich gerade daran, was mir so schmerzlich ist: Daß Diethelm meinen Brief, worin ich ihm das Versprechen gab, sein Kind zu mir zu nehmen, nicht mehr erhielt, daß der Tod ihn vorher abgerufen hatte? — Aber glaubst du, daß mir mein Versprechen darum weniger heilig sein würde, weil er es nicht mehr vernahm? Nein — ich halte es. Ich habe meinen jüngeren und einzigen Bruder Diethelm geliebt und schwer unter dem Schlage gelitten, den er gegen uns geführt hatte. Ich habe alle Bande brüderlicher Liebe zerschnitten, jeden Annäherungsversuch stolz und kalt abgewiesen. — Dem Lebenden konnte ich diese Härte zeigen — dem Toten gegenüber vermag ich es nicht.“

Gräfin Karla hatte während der Worte ihres Bruders an-gelegentlich ihre fein geschnittenen Fingernägel betrachtet. Jetzt hob sie den Blick.

„Wie denkst du dir eigentlich die Erziehung dieses Kindes? Du stehst allein, bist Witwer, kinderlos, hast dich nie um Kinder gekümmert.“

„Diese Frage ist berechtigt; ich stellte sie mir anfangs selbst.“

„Nun — und jetzt?“

„Jetzt habe ich einen Ausweg gefunden.“

„Und der wäre?“

„Zunächst werde ich eine ältere, erfahrene Dame zur Erzieherin der Kleinen und zugleich zur Repräsentantin meines Schlosses engagieren.“

„Hast du bereits eine solche im Auge?“

„Nein — ich hoffte, du würdest mir in der Wahl beistehen. Eine Frau trifft darin viel eher und besser das Richtige.“

„An meinem Beistand sowie an meiner Erfahrung in dieser Beziehung soll es dir gewiß nicht fehlen, wenn du wirklich bei der energischen Abweisung meines Ratschlages, das Mädchen in Pension zu schicken, beharrst.“

„Ich beharre dabei und nannte dir bereits meine Gründe. Im übrigen traust du mir hinsichtlich der Erziehung doch viel-leicht zu wenig zu. Denke an Hans Joachim.“

„Du meinst deinen Neffen, den Majoratserben? Nieher Bruder, du hast allerdings bei der Erziehung Hans Joachims mitgeholfen; er war ja mehr bei dir auf der Wolfsburg, als daheim bei seinen Eltern. Und auch das gebe ich zu, daß er des Majorats würdig ist. Aber du weißt, daß in seinen Adern reines Aristokratenblut fließt, daß ihm die Traditionen seines Standes im Blute lagen.“

„Bei einem Kinde macht die Erziehung alles. Mag sie bei diesem Kinde, das mit dem Erbe seiner Eltern ausgerüstet ist, immerhin eine schwierigere sein, so hoffe ich doch, alle schädlichen Triebe in ihm entfernen zu können, das Standesbewußtsein in ihm groß zu ziehen und es zu lehren, nach unserem Wahlspruch „Noblesse oblige“ zu leben und zu handeln.“

„Und — die Musik?“ fragte die Gräfin dazwischen.

„Die darf natürlich nur nebenher betrieben, wenn nicht ganz fortgelassen werden.“

„Um — ja, das ist in der Theorie ja so weit ganz annehm-bar.“

„Nun — und in der Praxis meinst du nicht? Selbstver-ständlich rechne ich dabei auf den Beistand einer Dame, die mich in meinen Plänen unterstützt, genau nach meinen Instruktionen verfährt.“

„Maximilian, mir kommt da plötzlich ein Gedanke. Merk-würdig, daß ich nicht schon früher darauf verfiel!“ rief Karla, während der Bruder sie fragend ansah. „Ich glaube, ich kann dir schon heute eine passende Dame in Aussicht stellen.“

„Ah, das wäre mir in der Tat sehr angenehm. Laß hören.“

„Sie ist mir seit langen Jahren bekannt. Erinnerst du dich der Hausdame des Grafen Hartenstein auf Rubinig?“

„Nein. — Graf Hartenstein ist mir ebenfalls nur oberfläch-lich bekannt.“

„Nun, diese Dame vertritt die Stelle der Hausfrau auf Rubinig seit ungefähr fünfzehn Jahren und hat des Grafen Kinder zur höchsten Zufriedenheit des Vaters erzogen. Jetzt, da die Kinder erwachsen, zum Teil verheiratet sind, fühlt sie sich

hart etwas überflüssig und lehnt sich nach umfangreicherer Tätigkeit. Hier wäre das rechte Feld für sie. Sie ist ein gutes, ablässiges Haus und gilt für sehr exklusiv und gewissenhaft. Wenn du willst, werde ich ihr den Vorschlag unterbreiten."

"Ja, bitte, tu das, liebe Karla, ich werde dir sehr dankbar sein, denn du enthebst mich damit einer großen Sorge. Doch — du bist aufgestanden, willst du schon fort?"

"Ja, mein Mann und meine Kinder erwarten mich früh zurück. Ich kam auch nur hierher, um die Angelegenheit noch einmal mit dir zu besprechen. Apropos — wann wird die Kette eintreffen?"

"In einigen Wochen, denke ich; sie befindet sich bereits auf der Heimreise."

"Reist sie allein?"

"Nein, ihre Wärterin begleitet sie; zudem begleitet sie sich im Schutze eines Ehepaares, das mit Diethelm befreundet war und wie er, eine Gastspielreise nach Amerika unternommen hatte. Dem Bruder brachte diese Reise den Tod. Durch eine heftige Erkältung zog er sich eine Lungenentzündung zu und starb daran in der Blüte seiner Kraft und Jahre. Er war erst 39 Jahre alt."

"Dieses Ehepaar gehört also auch dem Schauspielersstande an?" fragte die Gräfin, ohne von ihres Bruders letzten Worten Notiz zu nehmen.

"Sie sind Opernsänger, wie Diethelm es war."

"Und in dieser Gesellschaft liebst du das Kind noch volle sechs Monate?"

"Was blieb mir denn anderes übrig? Diethelm hatte es so vor seinem Tode bestimmt. Er wollte seine Tochter begreiflicherweise nicht allein die weite Reise über den Ozean machen lassen und stellte sie daher in den Schutz seiner Freunde. Da diese bis jetzt in Amerika verpflichtet waren, so mußte sie so lange in der Familie bleiben. Heute erhielt ich von Rodenbach — so heißt der Freund — die Nachricht, daß sie sich in drei Wochen in Newyork einschiffen wollten und daß er die Tochter Diethelms sicher nach der Wolfzburg befördern würde. Nach dem Poststempel des Briefes zu urteilen, müßten sie sich demnach unterwegs befinden und ich denke, wir können sie in ungefähr drei Wochen erwarten."

"Bis dahin werde ich die Sache mit Fräulein Rupert — ich vergaß dorthin, dir ihren Namen zu nennen — erledigt haben."

Das Geschwisterpaar war während des letzten Gesprächs die Freitreppe hinunter gestiegen und stand nun an dem vor dem Portal haltenden Wagen der Arenberg. Der Diener hielt mit gezogenem Hut den Schlag offen. Ein kurzes Abschiedswort an den Bruder, und Gräfin Arenberg stieg ein. Der Diener sprang auf den Vordach, und der Wagen rollte davon.

Graf Maximilian begab sich in sein Zimmer zurück. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand. So saß er geraume Zeit in tiefes Nachdenken versunken. Er war sonst nicht grüblerisch veranlagt; seine Natur neigte vielmehr zu frischer Tat, doch die Umwälzung, die seinem Hause bevorstand, der neue Zuwachs für die Familie, die damit verbundenen Aufgaben und Pflichten beschäftigten seine Gedanken, boten ihm zu mancher Sorge, zu manchem Bedenken Anlaß. Heute hatte das Gespräch mit seiner Schwester Karla Erinnerungen an längst vergangene Zeiten in ihm wachgerufen, und er hing ihnen fast wider Willen nach.

Er sah sich als Knabe mit seinem um ein Jahr jüngeren Bruder Diethelm zusammen ihre kindlichen Spiele ausführen, er sah sich später mit ihm im Kadettenkorps und darauf als frisch gebadene Reutnants in ein und demselben Regiment. So verschieden die Brüder auch geartet waren, hatte sie eine herzliche brüderliche Zuneigung verbunden, die aber bald einen unheilbaren Riß erhielt.

Schon von frühester Kindheit an zeigte der weichherzige Diethelm einen schwärmerischen Hang zur Musik. Er konnte über der Ausübung derselben seine Schulaufgaben, ja die Unterrichtsstunden vergessen und zog sich deshalb manche Strafe oder Rüge seines Vaters und seiner Lehrer zu. Später wurde die Musik zur Leidenschaft bei ihm. Man sagte, daß sie den Wolfzburgern im Blute läge; sie hatten ihr fast alle mehr oder minder gehulbt. Ein Mitglied sollte sogar die Absicht gehabt haben, sich der Bühnenlaufbahn zu widmen, was von den Verwandten aber noch rechtzeitig verhindert worden war. Vielleicht mochte die Kenntnis dieser Tatsachen, sowie die betreffende Person, die noch lebte, auf ihn eingewirkt haben, kurz und gut, er trug sich mit ähnlichen Plänen und traf in aller Heimlichkeit seine Vorbereitungen. Berlin, darin die Brüder in einem Garderegiment standen, bot ja in dieser Beziehung Anregung und Versuchung genug; dazu kam noch, daß ihm nach seiner Ansicht als zweitgeborener Sohn ein sehr zweckloses Leben bevorstand. Der Offiziersstand mit seiner strengen Disziplin war

ohnein nicht nach seinem Geschmack, und er sehnte sich nach einem freien Beruf, der ihn ganz und gar erfüllte.

Natürlich stieß er bei seiner Familie auf den bestigsten Widerstand. Man ließ kein Mittel unversucht, ihn von seiner Idee abzuulen. Er wurde in eine kleine Garnison versetzt, wo er keine Nahrung an Oper und Konzerten finden konnte. Aber gerade diese Erziehung jeglicher Musik trieb ihn, allen Vorstellungen und Warnungen seines Bruders zum Trotz, ohne Wissen und Willen des Vaters den Abschied zu fordern. Er kehrte in die Hauptstadt zurück, setzte seine Gesangstudien fort, und da er mit einer herrlichen Tenorstimme begabt war, erhielt er bald ein Engagement als Opernsänger an der königlichen Oper in Berlin.

Diese Extravaganzen seines zweiten Sohnes empörten und erzürnten den abelstolzen Vater bis auf das Äußerste. Diethelm war soeben majorant geworden und er konnte ihn nicht zur Umkehr zwingen, aber er enterbte den ungeratenen Sohn und sagte sich gänzlich von ihm los. Desgleichen tat der Bruder, dessen Stolz wie der des Vaters auf das empfindlichste verletzt war. Maximilian forderte ebenfalls seinen Abschied aus dem Garderegiment, da er es nicht ertrug, den Namen seines Bruders als Opernsänger an den Anschlagtafeln derselben Stadt, darin er als Offizier gestanden, zu lesen, und er seinen Kameraden gegenüber den Bruder nicht verleugnen konnte — Diethelm von Wolfzburg, der ehemalige Kamerad, bildete ohnedies vorläufig das Tagesgespräch unter den Offizieren.

Maximilian kehrte auf die Wolfzburg zurück — die Mutter lebte längst nicht mehr — und widmete sich der Landwirtschaft und dem Studium seiner Lieblingswissenschaften. Der Offiziersstand war ihm verleidet worden, zumal ihm durch Diethelm, der in Berlin blieb, das Garderegiment verschlossen blieb. Doch zweiundzwanzig Jahre sind bei einem jungen Manne kein Alter, um schon an der Scholle festzuleben. Es trieb ihn wieder fort auf Reisen. Er studierte in Jena und in Heidelberg und kehrte erst nach zwei Jahren auf die Wolfzburg zurück, um bald darauf in den Hafen der Ehe zu laufen.

Von Diethelm drang ab und zu eine Kunde zu den beiden Männern. Zwar gingen alle Briefe uneröffnet zurück, aber gegen Nachrichten, die die Zeitung nach der Wolfzburg trug, konnten Vater und Bruder sich nicht verschließen. So erfuhr man, daß Diethelm sich einen bedeutenden Namen durch seine Kunst gemacht hatte, daß er vom Publikum wie von den Majestäten ausgezeichnet wurde. Diese Kunde stimmte sie jedoch nicht versöhnlicher, denn der Umstand, daß er sich mit einer bürgerlichen Sängerin verlobt hatte und selbst ein einfacher Bürger, der sich Diethelm Wolfzburg nannte, geworden war, trennte ihn für immer von der in ihrem Stolge schwer getroffenen und verwundeten Familie.

So hart und unbeugsam sich Maximilian dem entarteten Bruder gegenüber gezeigt, so konsequent er jeden Annäherungsversuch abgelehnt hatte, so war doch noch ein Rest von Zuneigung geblieben, der sich weder durch Stolz noch Vorurteile überwinden ließ. Freilich, den Opernsänger und dessen Familie als Verwandte zu betrachten und anzuerkennen, das ließ sein Stolz nicht zu. Darum mußte der Bruch bestehen bleiben, und es schien keine Brücke über den trennenden Abgrund zu geben.

Der alte Graf Wolfzburg war unterdes im Groll gegen seinen Sohn Diethelm gestorben und Maximilian wurde Majoratsherr von Wolfzburg. Er war bereits vermählt und lebte mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Landniz, in kinderloser, wenig glücklicher Ehe. Nicht die Liebe, sondern äußere Vorteile hatten sie zusammengeführt, und demgemäß gestaltete sich ihre Ehe. Jeder ging seinen eigenen Neigungen nach, und ob diese sich auch direkt zuwiderliefen, so legte keiner dem andern ein Hindernis entgegen. Das war das einzige Erträgliches dieses Bundes. Ein Kind, ein Erbe, hätte die Gatten vielleicht einander näher gebracht, aber schon nach wenigen Jahren, nach einer schweren Operation, erklärten die Ärzte jede Hoffnung auf ein Kind für ausgeschlossen. Ob die Gräfin unter dieser Gewißheit litt und ob ihre Sucht nach Geselligkeit nur eine Uebertreibung ihrer Gefühle war, vermochte niemand zu ergründen. Sie war immer strahlend und voll überprübelnden Selbstes in Gesellschaft anderer und kehrte ihre üble Laune nur zuweilen dem Gatten gegenüber heraus. Doch Graf Maximilian verschonte sich hinter seiner Arbeit und vergaß die Debe und Aeere seiner Ehe über seinen Büchern und der Bewirtschaftung seines Gutes. Kein Zug seines ernstesten Gesichtes verriet, ob und daß er litt, ja, als er den rechten Erben für das Majorat gefunden hatte, schien er sich mit der Tatsache, seinen leiblichen Erben zu besitzen, abgefunden zu haben, und verwandte seine Sorgfalt und seine Gedanken auf die Erziehung dieses Erben.

(Fortsetzung folgt.)



Jagdfieber.

Eine Jagdskizze von P. Thaler.

(Nachdruck verboten.)

Ein taufrischer Herbstmorgen war es. Schon um 4 Uhr war ich aufgestanden, nachdem ich während der ganzen Nacht nicht hatte schlafen können. Mit geschlossenen Augen hatte ich wach gelegen, und nur ein Bild, in allen möglichen Variationen allerdings, war beständig an meinem Geiste vorübergezogen: Ein kapitaler Rehbock lag verendet zu meinen Füßen.

Hasen und Hühner hatte ich von meiner Schießkunst schon hinreichend überzeugt, aber auf Dam- oder Hochwild zu jagen, hatte mein Vater mir noch immer nicht erlaubt, weil er den Ahtzehnjährigen noch für zu unruhig hielt. Und ein angeschossenes Edelwild, das dann vielleicht qualvoll irgendwo verenden müßte — nein! In den letzten Tagen aber waren wir mehrfach gemeinsam auf dem Hasenanstand gewesen, und er hatte Gelegenheit gehabt, dabei meine Ruhe kennen zu lernen, zu der ich mich freilich unter seinen Augen ganz besonders zwang. Als ich dann noch mit der Kugel einige Schießproben nach der Scheibe zu seiner Zufriedenheit absolvierte, sprach er die mich beseligende Erlaubnis aus: „Morgen darfst du deinen ersten Bock schießen! Seit mehreren Tagen habe ich eine frische Fährte an der Südseite des Birckberges beobachtet. Wenn du an der vom Witz getroffenen hohen Tanne im Wäldchen dort dich aufstellst, muß er auf 50 bis 60 Schritte an dir vorüber, wahrscheinlich gegen 6 Uhr. Weidmannsheil!“

Ich hätte ihm aufjubelnd an den Hals fliegen mögen, aber ich mußte ja Ruhe zeigen, und so dankte ich einfach.

Bis zum Birckberge hatte ich auf geradem Wege etwa 30 Minuten zu gehen. Ich machte aber absichtlich einen Umweg, um mir durch den längeren Spaziergang in der kühlen Morgenluft die Ruhe zu holen, die mir während der Nacht völlig abhanden gekommen war. Die Hände hatten mir bei meiner eiligen Morgentoilette gezittert, und durch meinen ganzen Körper ging ein fieberähnliches, leichtes Kiefeln. Nach meiner eigenen Ueberszeugung hätte ich in solchem Zustande einen ruhig weidenden, großen Hirsch auf 30 Schritte geseht. Also ruhig werden!

Die frischen Tauperlen glitzerten auf der sattgrünen Saat. Aus den vereinzelt stehenden Bäumen auf dem Sturzader erhob sich hin und wieder schon eine Krähe, um ihr Frühstück zu suchen. Bei meinem Ausblicken nach den von Krähen dicht besetzten Baumwipfeln sah ich noch in der Luft einen Sperber in weiten Kreisen sich wiegen, und seine majestätische Ruhe schien sich auf mich je mehr zu übertragen, je länger ich hinsah. Da schoß er plötzlich mit eingezogenen Schwingen hernieder in einen Strauch am Wege, kaum 50 Schritte von mir entfernt, um gleich darauf einen schreienden zappelnden Späßen im Schnabel wieder aufzusteigen und nun eiligst davonzufliegen, dem Walde zu. Wie gern hätte ich ihm eine Kugel nachgejagt! Aber die war ja zu eblarem Zwecke gegossen. Dieser Vorgang hatte mich zwar wieder einen Augenblick erregt, aber auf meinem weiteren Wege fand ich endlich die gewünschte Ruhe, indem ich die gerade dort in ihrer Einfachheit so erhebende Natur ringsumher auf Schritt und Tritt beobachtete.

So erreichte ich kurz vor 5 Uhr das Tannenwäldchen und stellte mich an dem vom Vater bezeichneten Baume auf, das Gewehr im Arm, den Blick gespannt nach dem Birckberge gerichtet. Tell, der mich anfangs mit großen Sprüngen, nach mehrfachen Ermahnungen aber ruhig neben mir herlaufend, begleitet hatte, gehorchte auch jetzt meinem leisen „couchez“ und legte sich still neben mir nieder.

Drüben der Birckberg. Merkwürdig, daß gerade hier meine lang gehegte Sehnsucht die erste Befriedigung finden sollte. Hierher hatte auch ein anderes, noch höheres

tes Sehnen mich schon so oft geführt. Nicht weit von hier war die Grenze zwischen meines Vaters und Vorfahrens Dobermanns Gütern und des letzteren Schloß Land kaum zwanzig Minuten entfernt von hier. Außer diesem Schloß und den Gütern nannte dieser Herr noch nichts Besseres sein eigen: zwei Töchter, die wegen ihrer auffallenden Schönheit und ihres schlichten, echt jungfräulichen Wesens weit und breit geradezu berühmt waren und von allen möglichen heiratsfähigen und nicht heiratsfähigen Herren umschwärmt und umworben wurden wie im Frühling die ersten Blüten von den Bienen. Sie verkehrten viel mit meiner Schwester, und — wie wäre es anders möglich gewesen — in Agnes, die Jüngste, 17jährige, war ich verliebt bis über die Ohren. Davon hatte aber kein Mensch außer mir die leiseste Ahnung, auch sie selbst nicht. Es war meine erste, echt platonische Liebe. Vom Birckberg aus konnte ich mit meinem Fernglafe alle Vorgänge auf dem Hofe Dobermanns beobachten, ja manchmal sogar in einzelne Zimmer des Schlosses hineinsehen, wenn die Fenster geöffnet waren. Es verging während der Ferien kein Tag, an dem ich nicht hinter einem Baumstamm versteckt von diesem Berge aus sehnsüchtig nach der Geliebten ausgeschaut hätte, und wenn ich sie nur für einen ganz kurzen Augenblick am Fenster oder im Hofe erschaute, dann pochte es hörbar in meiner Brust, und ich konnte von solchem Augenblick zehren während der Tage, an denen ich sie gar nicht zu sehen bekam.

Welch doppelte Anziehungskraft also dieser Birckberg nun für mich hatte, wird jeder sich ausmalen können.

Die holdselige Erscheinung trat mir auch an jenem Morgen wieder vor die Seele und kehrte immer wieder, so oft ich sie auch zu bannen mich mühte, um meine ganze Aufmerksamkeit dem zu erwartenden Bock zu widmen.

Da, kurz vor 6 Uhr, ein Knaden und Rascheln in dem Haselgebüsch, etwa 150 Schritte rechts von mir, und hervor brach in kurzen Sätzen ein wirklich mehr als mittelgroßer Bock, blieb 20 Schritte vor der Waldbüsch entfernt stehen, warf den Kopf hoch und witterte in der Luft, und als er nichts Besorgniserregendes verspürte, begann er in der jungen Saat zu äßen.

Tell war schon bei dem ersten verdächtigen Rascheln ebenso wie ich unruhig geworden und aufgesprungen, aber gehorchte meinem Wink und legte sich sogleich wieder nieder, nur mit gierigen Blicken bald das Wild, bald mich betrachtend, als wollte er sagen: So schieße doch! Ich aber war viel zu aufgeregt, und außerdem war der Bock immer noch mindestens 120 Schritte entfernt; über 70 hinaus sollte ich unter keinen Umständen schießen, war mir eingeschärft worden.

In guter Dedung zog ich mehrmals das Gewehr hoch und zielte, um zu erkennen, wie es mit meiner Ruhe stand. Schlecht, war stets das Resultat, und immer schlachter. Als das prächtige Tier bis auf 80 Schritte heran war, zitterte nicht nur beim Zielen, sondern schon beim Hochheben das Gewehr in meinen Händen. Verdammt! Sei doch kein Kind! Nun als Mann mal fest die Flinte hochgerissen und —

Da — wieder ein Knaden und Rascheln, jetzt links im Walde. Aufhorchte der Bock, legte aus — und war mit wenigen gewaltigen Sätzen in derselben Richtung verschwunden, aus der er gekommen. Ich hätte schreien können vor Wut, mußte aber in der Tat schreien, als Tell jetzt wütend kläffend in der Richtung dieses fliehenden Geräusches fortsprang und aus dem Walde heraus eine junge Dame, ein Buch in der Hand, ihm entgegen trat. Ich erkannte sie augenblicklich, es war Agnes Dobermann.

„Tell, Hundevieh, willst du zurück! Hierher, Tell! Tell, hierher!“ Endlich fügte er sich und trabte knurrend langsam heran.

„Guten Morgen, Fräulein Agnes!“

„Guten Morgen, Herr Kurt!“

Na ja, auch das noch, worüber ich mich schon so oft geärgert: „Herr Kurt.“ — Entweder einst nur den Vornamen ohne „Herr“, oder aber endlich „Herr Berger“, so hatte ich mir's längst gewünscht. Und hätte jetzt mein Bock hier gelegen, dann wäre ich sicher in ihrer Achtung derartig gestiegen, daß sie fortan „Herr Berger“ mich anredet hätte.

„Was machen Sie nur in dieser Herrgottsfrühe allein hier im Walde? Wissen Sie auch, daß Sie mir den ersten Bock verschwendet haben, der zwei Minuten später zu meinen Füßen gelegen hätte?“

„O, wie toll mir das tut! Verzeihen Sie mir! Ich mache jeden Morgen einen kleinen Rummel und mit besonderer Vorliebe hier in dieser Gegend. Diesmal bin ich ein wenig über die Grenze geraten, und nun gleich diese Strafe!“

Da hätte ich ja die schönste Gelegenheit gehabt, anzuhäufeln, aber es kochte förmlich in mir wegen des verjagten Bocks, und ich mußte mich zwingen zu ein paar höflichen Phrasen, nach denen ich mich rasch verabschiedete.

Später habe ich mir sehr oft gesagt, daß ich in meinem Jagdsieber das Wild doch keineswegs erlegt haben würde.

O Birkberg, zwiefache Sehnsuchtsqual bargst du für mich und zwiefache Enttäuschung!



Der Name Portwein bedeutet ursprünglich sicher nichts anderes als Wein aus Porto (Oporto) oder in etwas weiterem Sinne vielleicht Wein aus Portugal. Auch wer kein großer Weinkenner ist, wird sich dessen wohl bewußt sein, daß unter dieser Bedingung nur ein sehr geringer Teil des als Portwein verkauften Genußmittels diese Bezeichnung mit Recht trägt. Gerade mit dem Portwein ist man bis jetzt etwas weitherzig verfahren, obgleich auch bezüglich anderer Spirituosen hinsichtlich der Definition noch manches zu wünschen bleibt. Wenn jemand beispielsweise allwissend wäre mit Bezug auf die Ware, die als Jamaika-Rum verkauft wird, so würde er uns wahrscheinlich auch überraschende Aufklärungen über die Herkunft und Zusammensetzung dieses durch seinen Namen doch so bestimmt gekennzeichneten Getränks geben können. Oder der Kognak, der seinen Namen von einem kleinen Dörfchen in Süd-Frankreich hat? oder der Malaga? oder der Tarragona? — Es kann nun eigentlich wenig zweifelhaft sein, daß solche Bezeichnungen wirklich nur für die Erzeugnisse des betreffenden Herkunftsorts erlaubt sein sollten. Nehmen wir an, daß in Berlin ebenso schöne Spitzen hergestellt würden, so liegt ja kein Grund vor, sie nicht als Berliner Spitzen zu bezeichnen; im Augenblick mag die Entlehnung des fremden Namens für das Geschäft vorteilhaft sein, schließlich könnte es aber doch eine stärkere Wirkung haben, wenn alle Welt erfähre, daß in Berlin ebenso kostbare Spitzen hergestellt würden wie in Weiffel. Für Naturerzeugnisse wie den Portwein muß die Beschränkung des Namens noch dringender gefordert werden, weil anzunehmen ist, daß ein in anderer Gegend erzielter Wein nicht die gleichen Qualitäten haben kann, wie der in Portugal gewachsene.

Humor.

Verschiedene Rezepte. Schulze: „Haben Sie unsern gemeinschaftlichen Freund Geseher in der letzten Zeit nicht gesehen?“

Doktor Bergmann: „O ja, er war heute morgen bei mir. Er klagte über Nervenabspannung. Ich habe ihm einen dreimonatigen Aufenthalt in Ceylon verschrieben.“

Schulze: „So? Der Mann muß in den letzten Jahren sehr viel Geld verdient haben. Nicht wahr?“

Doktor Bergmann: „Das will ich meinen. Ich erinnere mich noch sehr gut der Zeit, wo ich ihm gegen das gleiche Leiden einfach eine Bromlösung verschrieb.“



Sie hatte Wort gehalten. „Das also ist das Mädchen,“ sagte der Jugendfreund bitter zu der jungen Frau, die er seit ihrer Verheiratung nicht mehr gesehen hatte. „Das also ist das Mädchen, das mir geschworen hatte, nie einem anderen Manne gehören zu wollen?“

„Das tue ich auch nicht,“ antwortete sie mit einem strahlenden Lächeln. „Er gehört mir.“

Eine falsche Voraussetzung. Graf von Sprottenburg (scherzend): „Ah, Ihre neuen Stiefel knarren ja schrecklich, lieber Baron. Die sind wohl noch nicht bezahlt?“

Baron von Borgfeld: „Unsinn, lieber Herr Graf. Wenn da was Wahres dran wäre, warum knarren denn nicht auch meine Beinkleider, mein Rock und meine Weste und mein Huz?“

Rätsel und Aufgaben.

Versteckträtsel.

Oaserkorn, Kordilleren, Nachtigallen, Verdachtsgrund, Jeder nann, Strumpfsba, d, Eiderdannen, Freidrätsel, Stromschnellen, Wuselmann, Modedame, Eisenerz, Haselnußstrauch, Pumpenschwengel.

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein anderes Hauptwort versteckt. Die Anfangsbuchstaben der versteckten Wörter nennen ein Drama von Maxim Gorki.

Diamanträtsel.

```

      a
    a a a
  b b b b c
c d e e e e e
e e e e e e f g
h h h h h h i i l m
m n n n o o p r r
r r r s s s s
s t t t t
u u w
w

```

Die Buchstaben der beistehenden Figur ordne man derartig, daß die wagerechte und senkrechte Mittellinie gleichlautend ein Verstecktmittel nennt. Die erste und letzte Reihe besteht aus je einem Konsonanten. Die anderen Reihen bezeichnen, aber in anderer Reihenfolge: einen Körperteil, ein Fürwort, einen Monat, ein Getränk, einen Mädchennamen, eine deutsche Seestadt, eine Stadt in Hannover und einen Fisch.

Schieberätsel.

Aderwagen, Glühlicht, Spiotten, Jünzendorf, Seckern, Reichslanzler, Seidenschwanz, Schughütte, Seidenranpe, Venezue, a. Streit.

Die vorstehenden Wörter sollen untereinander gestellt und seitwärts derartig verschoben werden, daß in zwei senkrechten Buchstabenreihen ein Zitat von Shakespeare zu lesen ist.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Sonntags-Nummer.

Ordnungsaufgabe.

Was die Alten pfeifen,
Das wird ein Kind ergreifen,
Was die Alten singen,
Das zwischern die Jungen
O möchten sie zum Schönen
Sich früh und frisch gewöhnen.

(Goethe).

Versteckträtsel.

Emma genau	= Magen
aus Zäpfen	= Nassa
nie Mensch u	= Nimen
wenig erfreulich	= Nizer
auch an die	= Sand
Dede selbst	= Esel
in die Nähe	= Zuden
dem Ausange	= Maus.

Mannheim.

Rebus.

In der Not frist der Fensel Fliegen.

Großer Schuhverkauf

Gut!

Nur Kienzasse 22, 1 Etage hoch.

Billig



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)



Wochen-Speise-Zettel

des
dramatischen Dichters
Anurrmagen.

Am Montag
da wärmt er vom Sonntag
was auf.

Am Dienstag
da leckt er die Teller noch
d'rauf.

Am Mittwoch
Luftwandelt nur Luft-
schnappend er, — und

Donnerstag
hungert im training er sehr.

Der Freitag
ist Fasttag seit alter Zeit.

Am Samstag
er schon auf den Sonntag sich freut.

Am Sonntag
hingegen brät er das am Spieß,
Was übrig an Resten die Woche ihm lieh.

Recht angenehm.

Freundin: „Sie hatten früher drei Dienstmädchen und
beheften sich jetzt mit einem einzigen.“

Frau: „Ja — mit dreien war mir's zu toll; jede hatte
einen anderen Fehler. Jetzt habe ich eine, die alle Fehler
in sich vereint!“

Verdächtig.

Redakteur: „Bitte schreiben Sie Ihre Manuskripte
allemaal ab, denn mit Retoursendungen können wir uns
nicht befassen.“

Dichter: „Darin machen Sie eine Ausnahme! Mir
hat bisher jeder Redakteur meine Manuskripte mit Ver-
gnügen zurückgesendet.“

Praktisch.



„Unser Kommiss hat eine so schöne gerade Nase, daß
man sie als Lineal beim Unterstreichen gebrauchen kann!“



Feldwebel: „Sie Großmann, schauen Sie mich nicht so von oben herab an, das Recht hierzu hab' nur ich als Ihr Vorgesetzter! Verstanden?“

Überbieten.

Erster Schauspieler: „Selbst! Wenn ich eine Rolle verkörpere, setze ich im Geiste Zelle auf Zelle des Buches, aus dem ich gelernt, vorüberziehen.“

Zweiter Schauspieler: „Das ist nichts! Ich kannte aber einen Kollegen, der in der ernstesten Rolle stets den Daumen näßte, sobald nach dieser Methode ein Blatt zu wenden war!“

Rat.

A.: „Mein Junge zerbricht Alles, was er in die Hand nimmt!“

B.: „Lassen Sie'n Steinseher lernen!“

Wortspielerei.

— „Da wir eben von den italienischen Weinen sprechen: Lieben Sie den Chianti?“

— „Nein, bin Anti-Chianti!“

Schrecklich.

A.: „Der Meyer liegt doch den ganzen Tag auf der Straße!“

B.: „Ja, der ist so'n Dummer, daß selbst schon seine Haare ausgehen!“

Unbedacht.

Lehrer: „Du lernst das Gedicht nicht, Wilhelm — zur Strafe mußt Du es jetzt zehnmal auswendig lernen.“

* * Die Welle. * *

(Sächsisch.)

Das war Sie die weiße Welle,
Die kam von'n Osten her,
De Fahrt ging Sie ziemlich schnelle,
Se reiste nehmlich ber Meer.

Denn kam sie an eene Stelle,
Da roch Sie's stark nach Dheer,
Da wunderte unsre Welle
Sich aber werflich sehr.

„Du fragte sich denn de Welle,
Was dies wohl eegentlich war',
„Du sprach: „Uff alle Fälle
Gefällt's mer hier nich mehr!“

„An, weil's vor sie Bagadelle
Stürzt sich von ungefähr
Die gleene, gluge Welle
Zerück in's weite Meer.“

„Was soll blos des Lied von der Welle?“
„So fragen Sie rings umher —
„An, de Welle war sehr heile! — —
Was woll'n Se denn noch mehr?“

Richtig.

Junge Dame: „Also der Theaterdirektor hat Dir einen Antrag gemacht.“

Freundin: „Ja. — Er hat mir auch freimütig gestanden, daß ich nicht seine erste Liebe wäre, mir dann aber zugeschworen, daß ich die letzte sein sollte.“

Junge Dame: „Die letzte erst? — Armes Kind! — Weißt Du denn nicht, daß bei einem Theaterdirektor nach der letzten noch die allerletzte und dann erst die unwiderstlich letzte folgt?“

Das kommt davon.



Fräulein (das mit ihrem Bräutigam unter dem Regenschirm spazieren geht, plötzlich): „Hilfe, Hilfe!“

Spaziergänger: „Was ist denn los?“

Fräulein: „Ach Gott, mein Bräutigam wollte mich küssen, jetzt sitzen wir alle beide mit den Köpfen zwischen den Stäben eingeklemmt!“

Meister Rottewolds Todesbotschaft.

Eine lustige Kneipgeschichte von Carl Rode.

Am lustigsten unter den Lustigen trieb es abends in der „goldenen Traube“ am Stammtisch der Küfermeister Rottewold. Da tat er gar des Guten oft zu viel, das heißt, nicht im Trinken, bewahre, in dem Fache war er geeicht, sondern im Schnurren, Erzählen und Lügen.

„Wenn wir ihn nur einmal gründlich hineinlegen könnten mit seinem Malefizgelüge,“ tuschelten die Kumpane unter einander, „das gäbe einen Hauptspaß, aber der Hallunke ist ja zu helle —!“

Eines Abends machte Meister Rottewold ein Gesicht wie vierzehn Tage Regentwetter in der Ernte, und keinen Ton brachte er über seine Lippen.

„Mit dem ist es nicht richtig heute!“ flüsterten sich die Stammtischgenossen verstoßen zu, „oder er hecht wieder irgend eine Lügengeschichte aus. Eh, Rottewold, was hast Du denn? Ist Dir eine Reblaus über die Zunge gefrabbelt, daß Du so mundfaul bist?“

Meister Rottewold seufzte: „Mit dem Tode ist kein spaßen!“

„Mit dem Tode? Ja, was hast denn Du mit dem zu tun,“ lachten alle laut auf.

„Hat mich holen wollen — —!“

„Dich —? der Tod — —?“

„Neulich Nacht! — Laßt Euch erzählen!“

„Aber nicht lügen, Du — —, sonst — —!“

Meister Rottewold wiegte sternenfraus das Haupt, räusperte ein wenig, tat einen tiefen Schluck aus seinem Glase und begann: „Neulich nachts war es, ich hatte mir aus meinem Lagerkeller ein Stücker fünf Flaschen vom Heurigen herausgeholt und mich damit in meine Probierstube eingeschlossen, um zu probieren, wie das neue Gewächs sich anläßt, da klopfte es plötzlich dreimal an die Thür, als ob mit einem Schlüssel dagegen geschlagen würde. „Ja, wen hat denn der Teufel da,“ rufe ich, „kann man denn nicht einmal um Mitternacht seine Ruhe ein Stündchen haben?“ Und dabei erhebe ich mich, um die Thür zu öffnen, die ich vorher verriegelt hatte; da geht die Thür von selber auf, und herein stürzt ein grinsendes Gerippe mit Stundenglas und Krauthaue, schreitet mit vorgestreckter Knochenhand auf mich zu und ruft: „Ich bin es, Küfer Rottewold, will Dich zur ewigen Ruhe abholen, mache Dich bereit — —.“

„Annageln — —! Fenster auf — —! Au — —!!!“

Meister Rottewold sandte einen Blick auf die Mäuser herum, der alle verstummen machte. „Schämt Euch, Ihr — —!“ Dann räusperte er sich abermals und fuhr fort: „Von meinen Wänden klang es dumpf und hohl zurück, und Ihr könnt Euch denken, daß mir nicht geheuer war; indessen als gebildeter Mann hatte ich noch so viel Besinnung, daß ich dem Klappermann ein Glas Wein anbot. „Ist's gefällig, lieber Herr? Feinster Rauenthaler, habt gewiß seit langer Zeit solch' guten Tropfen nicht getrunken.“

Der Knochenmann richtete seine gähnenden Augenhöhlen auf mich, ergriff das Glas und ließ den Inhalt in seinen Schlund hinabrinnen.

„Der ist nicht schlecht, Küfer Rottewold,“ sagte er darauf, indem ein Nütteln und Klappern durch all' seine Knochen ging, „der ist nicht schlecht.“

„Nicht wahr, lieber Herr,“ erwiderte ich und schenkte ihm ein Glas vom Scharlachberger ein, „und davon habe ich noch zwanzig volle Faß im Keller liegen; es ist ein Jammer, davon scheiden zu müssen — —.“

„Hihhi!“ Der Klappermann grinste und goß das zweite Glas in seinen Schlund hinab.

„Jetzt müßt Ihr aber auch den Ahmannshäuser proben,“ sagte ich nun, „der ist die Krone von allem — —.“

„Hihhi, bist ein guter Kerl, Küfer Rottewold,“ grinste der Tod, indem er das dritte Glas trank, „gönnt einem armen Senfemanne auch was Gutes, hihhi! Wie wäre es, wenn ich Dich noch ein Weilschen bei Deinem Rauenthaler ließe?“

„Ach, gnädigster Herr Tod — —!“ rief ich jetzt, indem ich sink das Glas vom Ahmannshäuser noch einmal füllte, „wenn Ihr das könnt, dann tut es doch, ein Jährchen nur oder drei — —!“

„Die Zeit bleibt unbestimmt,“ fiel der Tod mir barsch in's Wort, so barsch, daß mir schon wieder das Herz in die

Strümpfe rutschen wollte; aber das Glas Wein trank er dennoch aus. Nun holte er ein Papier aus seinem Fegenmantel heraus und schrieb mit einem Knochenstift etwas darauf. „So,“ meinte er dann, „nun unterschreib, Küfer Rottewold, und mache Dich bereit, den Zettel einzulösen, er könnte Dir gar bald präsentiert werden.“

Was sollte ich machen? Mit zitternden Händen krizelte ich meinen Namen auf den Zettel; aber — weiß der Henker, ob es an meinen Augen lag oder an sonst etwas, — ich konnte weder meine eigene Krizelerei, noch von der Schrift des Todes etwas sehen, das Papier blieb grau und rein wie zuvor. Jetzt schenkte sich der Knochenmann selber noch ein Glas vom Ahmannshäuser ein und trank es leer, dann steckte er den Zettel in seinen Fegenmantel zurück, grinste mich noch einmal mit seinen gähnenden Augenhöhlen an: „Bist ein guter Kerl, Küfer Rottewold!“ und dann stetzte er davon, wie er gekommen war. Meister Rottewold blickte in die Stammtischgründe umher: „Nun, was sagt Ihr dazu?“

„Da sagen wir gar nichts zu!“ hieß es, „wenn Du nicht besser lügen kannst, dann laß es lieber ganz, Du — —!“

„Was? Lügen?“ Meister Rottewold wollte aufbrausen, da legte sich plötzlich von hinten her eine weiße schmale Hand auf seine Schulter, und eine zweite, weiße Hand hielt ihm einen grauen, zusammengefalteten Zettel unter die Nase. „Bitte!“

„Was soll's?“ fuhr Meister Rottewold herum.

Ein junger Fremder stand hinter ihm und sah ihm bleich und ernst in die Augen, ein junger Fremder, der schon seit einer Stunde, unbekannt und unbeachtet von den Stammtischgästen an einem Nebentische gesessen und ihrem Geplauder zugehört, bei des Küfermeisters Todesgeschichte aber mit lustigem Lächeln ein Stücker graues Papier aus seiner Brieftasche und aus einem kleinen kleinen Penale, das er in der Hosentasche trug, einen Stift herausgezogen hatte, mit dem er ein paar Worte auf das Papier hinwarf.

„Ich bin der Todes-Note,“ antwortete dieser Fremde, „hier ist ein Zettel, den ich Ihnen präsentieren soll, wenn Sie sonst der Küfermeister Rottewold sind.“

„Der bin ich!“ Meister Rottewold glogte den Fremden groß an.

„Dann ist's auch recht! Neulich Nacht, ich lag schwer krank im Bette und meine Wärterin war eingeschlafen, da öffnete sich meine Thür von selbst und herein stiel ein Gerippe mit Stundenglas und Grashaue. „Bist Du der Tod?“ fragte ich.

„Der bin ich,“ erwiderte das Gerippe; „aber fürchte Dich nicht, Du sollst noch weiter leben. Kennst Du den Küfer Rottewold?“

„Nein,“ sage ich.

„Er ist ein guter Kerl, der Rottewold,“ sagte der Klappermann, „und hat den besten Rauenthaler im ganzen Gau; dem sollst Du diesen Zettel bringen und dafür sorgen, daß er tut, wozu er sich darauf verpflichtet hat. Ich habe ihn holen wollen diese Nacht zum großen Totentanz, hab' ihn aber noch 'ne Krift geschenkt um seines guten Weines willen, hihhi!“ Damit legte das Gerippe diesen Zettel auf mein Deckbett und stetzte dann davon, wie es gekommen war.“

Jetzt machte Meister Rottewold ein Gesicht wie eine gestrickte Schlafmütze so lang, und auch die andern Stammgäste schauten nicht viel gescheiter darein.

„So nimm doch den Zettel hin,“ mahnte endlich Meister Dittmar, „und sieh nach, was es damit ist!“

Meister Rottewold faltete den Zettel auseinander; er war leer, kein Zeichen war darauf zu sehen. Ein wenig enttäuscht blickten alle auf den jungen Fremden.

„Ja, meine Herren, ich kann nichts dafür,“ sagte der, „ich bringe den Zettel, wie ich ihn vom Tode erhalten habe.“

„Halt ihn doch mal an's Licht, Rottewold,“ rief plötzlich der Glasermeister Behle, dem nach einem Augenzwinkern des jungen Fremden ein Seifensieder aufging, nahm dem alten Küfermeister den Zettel aus der Hand und legte ihn auf den weißen Schirm der Lampe nieder.

Da — „Donnerwetter, guck doch mal!“ da traten auf dem grauen Grunde langsam grüne Schriftzeichen hervor; deutlicher und immer deutlicher wurde es, und endlich lasen alle klar und scharf die folgenden Worte: „Ich Endesgefertigter,

Küfermeister Rottewold, verpflichtet mich hiermit, daß ich an dem Tage, da mir dieser Zettel präsentiert werden wird, von meinem Raubenthaler soviel spendieren will, als Sie trinken wollen. Johann Gottlieb Rottewold."

Jetzt schaute Meister Rottewold darein wie eine Kage, der der Schwanz geklemmt ist. Er hat sich aber nicht lange besonnen.

Eine Viertelstunde später lag ein Häßel Raubenthaler bereit. Beim Heimwege aber hat Rottewold zu dem Fremden gemeint: „Lustig, der Spaß war gut, bloß ein bißchen teuer; das dürft Ihr nicht wieder machen.“

„Will's auch nicht wieder tun, Meister," hat der geantwortet, „Ihr müßt aber auch nicht wieder gar so oberfaul lügen.“

Verschiedene Riechorgane.



Nielsinnige Deutung.

Gast (am Abonnementstisch): „Möchte wissen, warum man uns heute so knapp zumißt?“

Wirt: „Ja, sehen Sie, die bisherige Köchin scheidet heute, und zum Zeichen der Trauer kommen die Gäste eben auf Halbmahl.“

Auch ein Einwand.

Richter: „Das ist doch aber keine Körperverletzung, wenn der Schuhmann Ihnen den Bart abgerissen hat. Der Bart war ja falsch!“

Angeklagter: „Na, Herr Richter, da wären Sie doch falsch geworden!“